

Erinnerungen an die Backnanger Familien Kinzer und Mayer im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert

Von Elisabeth Kaiser

Ich bin jetzt fast 75 Jahre alt und in die Zeit des großen Vergessens eingetreten.¹ Aber die Kinderjahre und seine Menschen hat der Strom des Vergessens noch nicht überfluten können. So lebensvoll stehen die Menschen meiner Kindheit vor mir: Der Bauern-Großvater aus dem Frühmeßhof (meiner Mutter Vater), Vaters Mutter, die bei uns im Haus lebte, und die Eltern und ihr schweres Leben. Ich habe erst in reifen Jahren erkannt, warum sie, von den Jahren unangetastet, so lebensvoll in meiner Erinnerung blieben und hineinwirkten in mein Leben. Das, was sie lebten, vermittelte mir die Werte, für die es zu leben lohnt. Das will ich im Einzelnen aufschließen.

Mein Großvater Karl Hahn
(1844 bis 1928) vom Frühmeßhof

Der Frühmeßhof mit seinen sechs Bauernhöfen ist sieben Kilometer von Backnang, meinem Geburtsort, entfernt. Oft wanderte meine Mutter mit uns drei Kindern diesen weiten Weg, um dem alten Vater zu helfen. Sie putzte seine Wohnung, wusch und flickte seine Wäsche und Kleider; denn die Schwiegertochter kümmerte sich kaum um den alten Vater, der dem Sohn treulich bei der Getreide- und Kartoffelernte half. In den Ferien blieben wir Kinder auch ohne unsere Mutter dort, denn das Helfen auf dem Hof war so wunderschön.

Es gab keine Wasserleitung auf dem Hof,

weder im Haus noch im Stall, aber einen immerzu plätschernden Brunnen vor dem Haus. Wir durften oft die Kühe zum Tränken aus dem Stall treiben, d. h. sie liefen vor uns her an den Brunnentrog und tranken Unmengen. Inzwischen füllten wir Eimer um Eimer an der sprudelnden Brunnenröhre bis die zwei Wassergelten in der Küche voll waren. Das Wasser zum Kochen, Spülen, Waschen, alles mußte hereingetragen werden. Aber für uns war das so neu und so schön!

Großvater Karl Hahn war ein schmaler, hochgewachsener Mann mit schwarzen Haaren und leuchtend blauen Augen, die unendlich gütig blickten. Er war, seitdem ich ihn kannte, Witwer. Er hatte seine Frau und zwei erwachsene Töchter bei einer Typhus-Epidemie verloren.² Mit Großvater fuhren wir auf dem von zwei Kühen gezogenen Leiterwagen aufs Feld. Unter seiner ruhigen, freundlichen Anleitung lernten wir im Heuet das Heu in lange Reihen (in Öschingen „Plagen“ genannt), dann in „Schochen“ zu rechen. Frohes Spiel verband sich mit dieser Arbeit: Hüpfspiele über die „Plagen“, Purzelbäume in den „Schochen“. Singend fuhren wir auf dem vollen Heuwagen heim. Dann kam erst der Hauptspaß: Das „Heuträppeln“, das wir den Erwachsenen mit Freuden abnahmen, weil so viel aufregendes Spiel damit verbunden war: Die Mut-Sprünge von den drei bis vier Heu-Barn (Stockwerken) herunter in das weiche Heu.

¹ Elisabeth Kaiser geb. Mayer, die am 19. März 1911 in Backnang zur Welt kam, verfasste ihre Erinnerungen bereits im Jahr 1986 in Öschingen/Kreis Tübingen. Der Text wird in leicht gekürzter Form wiedergegeben. Für die Genehmigung des Abdrucks sei den Kindern von Elisabeth Kaiser, Adelheid Maull (Albstadt-Ebingen), Dr. Albrecht Kaiser (Stuttgart), und Dr. Martin Kaiser (Leinstetten) recht herzlich gedankt.

² Der Bauer Karl Friedrich Hahn wurde am 30. Januar 1844 in Untersielmingen (heute Stadtteil von Filderstadt) geboren, kam im Jahr 1863 nach Mittelschöntal, ehe er im Sommer 1881 auf den Frühmeßhof zog. Dort verstarb er am 24. August 1928. Seine am 12. März 1845 in Mittelschöntal geborene Frau Gottlieb geb. Baumann verstarb am 8. Februar 1906 im Frühmeßhof. Burkhardt Oertel: Ortssippenbuch der württembergischen Kreisstadt Backnang, Band 4, Neubiberg 2005, S. 109 (Nr. 11792).

Bei der Kartoffel-Ernte waren wir den ganzen Tag auf dem Feld. Wir Kinder lasen die Kartoffeln auf, die die Erwachsenen mit dem Karst herausgehackt hatten. Bei einem Stock kamen ganz arg viele Kartoffeln aus dem Boden. Da rief meine Mutter verwundert: „Daß das möglich ist, aus einer Kartoffel so viele Kartoffeln!“. Versonnen antwortete Großvater: „Ja, mög Gott uns das auch für unser Leben schenken, daß es für Ihn Frucht bringe, 30-fältig, 60-fältig“.

Am schönsten war's auf den Äckern am Waldrand. Da ruhten wir im Schatten der Bäume zum Vespere und Mittagessen, das meine Mutter in einem großen Henkelkorb gebracht hatte. Auf einer heißen Kupfer-Bettflasche im Korb lagen die Pellkartoffeln, die wir aus der Hand aßen und sie dabei immer wieder in eine Schüssel mit Lukkeles-Käs tauchten. Wir Kinder durften die Kühe an den Waldrand führen zum Mittagmahl. Dass diese großen Tiere sich von uns lenken ließen, war immer ein Erlebnis. Oh, alles auf dem Frühmeßhof war ein Erlebnis: Vor allem die langen Tage auf den Feldern, arbeitend, spielend, vespernd, der Sonne und dem Wind ausgesetzt, den Abend erlebend mit seinem flammenden Himmel. Oft waren wir noch draußen beim Abendläuten; alle, die noch auf dem Feld waren, ließen eine Weile die Arbeit ruhen und beteten das Abendgebet.

Daheim gab es täglich Milchsuppe mit Pellkartoffeln als Abendessen; und das war so gut. Dann las Großvater eine Andacht, an die ich keine Erinnerung mehr habe, aber an sein Gebet: Der Dank für Gottes Güte, für die Schönheit seiner Schöpfung, für die Früchte des Feldes, für den schönen fröhlichen Tag, den leuchtenden Abend, für Gottes Liebe. Zuletzt kam das Abendlied; es waren immer Lieder von Michael Hahn. Zur „Hahn'schen Gemeinschaft“³ gehörte Großvater von Kind auf. Sein ganzes Wesen war davon geprägt. Bei diesen Liedern ahnte ich, wer Großvater war in seinem

stillen Wesen, das so viel Frieden ausstrahlte.

Die geistliche Kraft dieser Frömmigkeit sollte ich bei einem Zusammenstoß mit Großvater als Zwölfjährige erfahren: Als Tante Karoline, Großvaters Schwiegertochter auf dem Hof, nach dem Tod ihres Mannes, sich gar nimmer um den Großvater kümmerte, holte ihn meine Mutter zu uns nach Backnang. Das war für den alten, fast 80-jährigen Mann eine zu große Umstellung. Zum Glück hatte er „Brüder“ aus seiner „Stund“ in der Stadt, die ihm geistliche Heimat waren. Eines Tages verabschiedete er sich, um einen der Brüder zu besuchen. Er hatte ein altes, verflicktes Kittel an. Ich sagte: „Großvater, in einem so alten Kittel kannst du nicht in die Stadt gehen“. Er: „Den Kittel zieh i aber immer an, wenn i weggeh“. Ich: „Ja, auf'm Frühmeßhof geht des scho, aber net in der Stadt!“. Er: „Kind, i glaub du schämst di an deem alte Großvater“. Ich wurde zornig: „Nei, i schäm mi gar net an dir! Du mußt aber einfach lerne, wia m'r sich in dr Stadt benimmt!“. Ich drehte mich auf dem Absatz um und ließ ihn stehen. Großvater ging in sein Zimmer. Nach einiger Zeit suchte er mich. Ich machte mich auf einen Krach gefasst. Aber da kam ein ganz stiller, gesammelter Großvater in seinem Sonntagskittel: „Kind, es isch mir leid, daß i euch so viel Schwierigkeiten mach. Aber weißt, i bin a alter Bauer, und hab no nia in dr Stadt g'lebt. Gelt, sagst mir's, wenn i etwas falsch mach“. Mein Herz war in einem Augenblick verwandelt. Ich fiel dem Großvater weinend um den Hals: „Großvater, verzeih mir, verzeih mir, i bin arg wüst zu dir gwesa. Oh, mir ist's so arg, so arg!“.

Meine Großeltern Albert Mayer (1847 bis 1889) und Christiane Mayer geb. Kinzer (1849 bis 1921)

Großmutter hieß als junges Mädchen Christiane Kinzer. Sie stammte aus einer sehr geachteten Backnanger Familie. Ihr Vater hatte eine Bäckerei und Wirtschaft.⁴ Bei ihm hatte

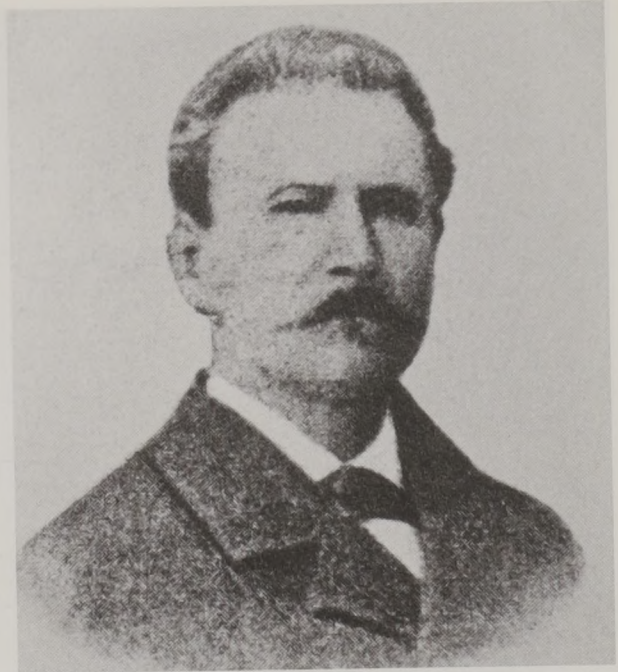
³ Die sog. „Hahn'sche Gemeinschaft“ ist eine Versammlungsbewegung frommer protestantischer Christen, die von dem Prediger Johann Michael Hahn (1758 bis 1819) begründet wurde und heute noch v. a. in altwürttembergischen Gebieten und Nordbaden besteht. Die Gemeinschaften sind Teil der evangelischen Kirche und halten Sonntags ihre Bibelstunde („Stunde“) ab.

⁴ Christiane Kinzer wurde am 16. August 1849 als Tochter von Gottlieb Kinzer (1821 bis 1889) und Marie Luise geb. Friz (1822 bis 1856) geboren. Burkhardt Oertel: Ortssippenbuch der württembergischen Kreisstadt Backnang, Band 2, Neubiberg 2001, S. 128 (Nr. 4820). Ihr Vater, der von 1881 bis zu seinem Tod 1889 im Backnanger Gemeinderat saß, betrieb in der späteren Schillerstraße 18 eine Bäckerei und Weinwirtschaft. StAB Bac G 001-66, Bl. 86ff u. Bac G 001-67, Bl. 1. An dieser Stelle steht heute die Volksbank.

der „Herrenabend“ sein Stammlokal. Die „Herren“ waren alle aus „besseren“ Backnanger Familien: Der Besitzer der Backnanger Zeitung, Gerber, die damals zu Fabrikanten wurden, Kaufleute und Handwerksmeister mit größeren Geschäften. Die junge Christiane war eine sehr geschätzte Bedienung an diesem „Herrenabend“ durch ihr gerades, munteres Wesen. Die „Herren“ baten immer darum, daß sie bediene. Dafür zwei Beispiele:

Als einer der jungen Fabrikanten, vom Wein inspiriert, aufstand und eine selbstherrliche, angeberische Rede hielt, zog sie ihm im Zorn den Stuhl weg, als er sich setzen wollte. Er pflatschte mit Schwung auf sein dickes Hinterteil. Ringsum unterdrücktes Lachen, das jeder zu verbergen suchte. Nur Vater Kinzer war zornig: Er schlug der Tochter ein paarmal links und rechts auf die Backen und schickte sie fort mit den Worten: „Das war das letztmal, dass du hier bedient hast!“. Aber die „Herren“ baten ihn einmütig: „Lass uns doch die Christel im Herrenabend; s'ist halt immer so lustig, wenn sie da ist“.

Einer dieser Herren war mein Großvater, der ein Maler- und Gipsergeschäft hatte (im Sommer 12 Gipser- und 5 Malergesellen).⁵ Großvater Kinzer war nicht erfreut, dass sie den Handwerksmeister Mayer heiraten wollte. Ihre beiden Schwestern hatten bessere „Partien“ gemacht. Die eine hatte einen Lederfabrikanten geheiratet, die andere einen Architekten, der später Oberbaurat in Stuttgart wurde.⁶ Und da sollte seine begabte, geistreiche Christel so herabsteigen?! Er gab aber nach, als sie ihm erklärte: „Entweder heirat ich dr Maler-Mayer oder i heirat überhaupt net!“. Der Vater kannte den unbequemen Willen seiner Tochter und hatte ihr schon oft nachgeben müssen, so auch in einem kalten, furchtbar langen Winter: Es lagen jeden Morgen viele erfrorene Vögel im Hof neben dem Futterhäuschen. Als Vater Kinzer einmal frühmorgens in die Backstube

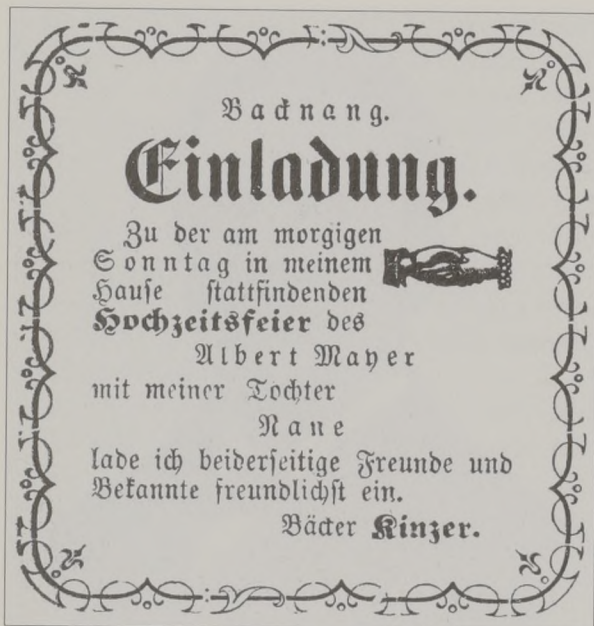


Der Großvater von Elisabeth Kaiser, der Backnanger Gipser und Malermeister Albert Mayer.

kam, flatterte ihm eine muntere Vogelschar entgegen, die absolut nicht geneigt war, sich von seiner Christel in die Kälte hinausjagen zu lassen. „Ja, was isch denn da los?“ fragte er fassungslos. „Ich habe die Vögele gestern Nacht im Hof aufgelesen. In der Backstube wurden sie bald wieder lebendig und ich habe ihnen dann Futter hingestreut. Mr kann doch dia liebe Tierla net erfriere lasse“ – „Wie soll i dann backa?“, schimpfte der Vater. „Alles verschissa und wie willst du die Bande wieder nausbringa?!“ – Christel: „I bring se scho naus und putz au alles!“. Sie brachte es fertig, und Vater Kinzer konnte noch rechtzeitig seine Wecken und Brezeln fertig backen. „Aber des passiert mr nimmer!“ schimpfte er nach diesem Stress. „Doch, Vater, so lang es so kalt ist, hol i dia Vögele alle Nacht rei. Des darf mr eifach net, so liebe Tierla erfriere lassa. I steh so bald auf, daß alles in Ordnung ist, bis du in d'Backstub mußt!“.

⁵ Der Gipser und Malermeister Carl Albert Mayer wurde am 17. November 1847 in Backnang als Sohn des Gipsers Franz Anton Mayer (1818 bis 1895) und der Luise Friederike Wagenblast (1819 bis 1891) geboren. Oertel (wie Anm. 4), S. 162 (Nr. 5275). Am 8. April 1875 erwarb er von seinem Vater das Gebäude Nr. 130 (spätere Aspacher Straße 31) und betrieb darin fortan sein Maler- und Gipsergeschäft. StAB Bac K 001-64, S. 811-815.

⁶ Ihre Schwester Sophie Bertha (1851 bis 1920) heiratete am 23. November 1873 den Backnanger Rotgerber Heinrich Breuninger (1845 bis 1924), den Bruder des späteren Kaufhausgründers Eduard Breuninger (1854 bis 1932). Cornelius Breuninger: Die Backnanger Breuninger, Backnang 1931, S. 60. Ihre Stiefschwester Marie Luise (geb. 1858) am 13. November 1884 den Nagolder Ingenieur Hugo Kübler. StAB Bac I 001-397, Nr. 2768, Bl. 2.



Einladung zur Hochzeit von Christiane (genannt „Nane“) Kinzer und Albert Mayer (MB vom 31. August 1872).

Dem Willen seiner Tochter beugte sich Vater Kinzer schließlich auch bei ihrer Heirat im Jahr 1872.⁷ Meine Großmutter erheiratete sich ein schweres Leben. Zunächst ging alles gut. Die Jahre nach dem 1870er-Krieg waren die „Gründerjahre“. Die Fabriken schossen aus dem Boden. In Backnang wurde jeder kleine Gerber ein Fabrikant. Die Handwerksbetriebe hatten Aufträge in Fülle. Aber dem Großvater Mayer wurde seine gesellige Natur zum Verhängnis. Mit seinen Kriegskameraden war er viel im Wirtshaus. Im Lauf der Jahre wurde er Vorstand des Kriegervereins, Feuerwehrkommandant und Mitglied vom Liederkranz.⁸ Mein Vater schrieb in seinem Lebensbericht: „Ich kann meinem Vater den Vorwurf nicht ersparen, daß er vor lauter geselligen Verpflichtungen nicht genug nach seinem Geschäft sah. Er war mehr im Wirtshaus, als für seine Gesundheit und für

sein Geschäft gut war. Seine Ämter trugen ihm nichts ein, aber verursachten viele Ausgaben und Geschäftsversäumnisse. Meine Mutter mußte oft um Geld fort [wohl zu Kunden, die die Rechnungen noch nicht bezahlt hatten], damit sie kochen und die Gesellen bezahlen konnte. Sie hatte oft 15 Mann am Tisch. In den 16 Jahren ihrer Ehe gebar sie 12 Kinder, 6 Buben und 6 Mädchen. Die Hälfte davon starb im Kindesalter. Seit 1887 kränkelte mein Vater, er hatte immer Husten und Rheumatismus. 1889 starb er an Lungentuberkulose. Sein Leichenbegräbnis war eines der größten, das Backnang je sah.⁹ Er war sehr beliebt bei den Leuten und in den Vereinen. Er hinterließ 6 Kinder: Emilie war 13, Luise 10, Ida 6 1/2, Rudolf 5 1/2, Paul 3 und Max 1 Jahr alt. Die Mutter schaute mit schweren Sorgen in die Zukunft, war doch an Erspartem nichts da. Das Geld, das sie aus der Lebensversicherung bekam, reichte gerade dazu, die Hypothek abzubezahlen, die das Haus belastete. Wie sollte sie die Familie durchbringen? Mutter ließ die Räume der Werkstatt zu einer Wohnung umbauen, die sie vermietete. Im Hauptstock vermietete sie 2 möbilierte Zimmer, im Dachstock ein unmöbiliertes. Wir behalfen uns als 7-köpfige Familie mit 3 Zimmern. Dazu nahm meine Mutter Kostherren an den Tisch. Der große Garten und der Acker, die beiden Baumstücke wurden so gut wie möglich ausgenützt. Mutter verkaufte auf dem Wochenmarkt Kartoffeln, Obst und Gemüse. So kam wohl etwas Geld herein, aber es reichte sehr knapp. Der kranke Großvater Kinzer schenkte Mutter hie und da heimlich etwas Geld; aber als seine zweite Frau und die erwachsenen Kinder aus zweiter Ehe davon erfuhren, hatte er wenig gute Stunden mehr. Als er starb, erbte Mutter einige 1000 Mark, aber hatte dafür den Streit mit den 5 Stiefgeschwistern

⁷ Die Hochzeit fand am 1. September 1872 im Haus der Familie Kinzer (spätere Schillerstraße 18) statt. MB vom 31. August 1872, S. 411.

⁸ Albert Mayer war zunächst von 1872 bis 1874 Kassier und dann in den Jahren 1876/77 sowie wieder von 1879 bis zu seinem Tod Vorsitzender des Backnanger Kriegervereins. Friedrich Funk: Geschichte des Kriegervereins Backnang, Calw 1928, S. 217f. Außerdem bekleidete er von Dezember 1878 bis zu seinem Tod das Amt des Hauptmanns der I. Kompanie der Freiwilligen Feuerwehr Backnang. StAB Bac O 073-10, Bl. 1b.

⁹ Albert Mayer starb am 26. April 1889 im Alter von nur 41 Jahren. Oertel (wie Anm. 4), S. 162 (Nr. 5275). Der „Murrthal-Bote“ schrieb von einem „Trauerzug, wie er in Ausdehnung selten wiederkehrt“. Der Kriegerverein Backnang sowie Kriegervereine aus der Umgebung und die Feuerwehr Backnang gaben dem Verstorbenen das letzte Geleit. MB vom 30. April 1889, S. 203.



Christiane Mayer geb. Kinzer mit ihren Kinder Max, Rudolf, Paul und Ida.

auszustehen.¹⁰ Wir waren durch die Erbschaft aus der ärgsten Not gerettet. Aber noch hieß es sehr sparen. Neue Not brachte die Erkrankung der eben konfirmierten Schwester Emilie an TBC. Sie starb als 17-Jährige. Auch die zweite Schwester Luise erkrankte ein Jahr nach ihrer Konfirmation. Sie war 3 Sommer lang in verschiedenen TBC-Heilstätten, ohne Erfolg. Sie starb als 19-Jährige.¹¹

Meine Großmutter erzählte uns, ihren Enkeln, oft von den Krankheitsjahren ihrer Töchter. Beide hatten eine große Liebe zu Jesus und freuten sich, je kränker sie wurden, immer mehr darauf, daß Er sie heimrufe. Ihr ganzes Wesen war durchdrungen von dieser Liebe zu

Jesus. Sterbend habe Emilie Jesus gesehen und gerufen: „Jesus ist da und holt mich“. Ich konnte mir als Kind gar nicht vorstellen, dass man sich auf das Sterben freuen könne. „Großmutter“ sagte ich, „ich glaub, die haben sich gefreut, weil sie immer so gute Sachen geschenkt bekamen, von den Leuten, die sie besucht haben. Weißt, Bananen und Orangen und Himbeer-Eis“ (Wir bekamen das nur von Besuchen geschenkt). Aber Großmutter versicherte, dass das allein die Freude gewesen sei, ganz bei Jesus zu sein, weil sie Ihn so lieb hatten: „Weißt, Kind, die Freude an Sachen ist bald vorbei, aber die Freude an Jesus, die vergeht nicht“.

¹⁰ Nach dem Tod seiner ersten Frau Marie Luise geb. Friz am 29. August 1856, hatte Gottlieb Kinzer am 3. Mai 1857 Régine Friederike Kaess (1835 bis 1918), die Tochter des späteren Lederfabrikanten Carl Kaess (1812 bis 1890) geheiratet. Oertel (wie Anm. 4), S. 128 (Nr. 4829/4821). Kinzer hinterließ nach seinem Tod ein nicht unbeträchtliches Vermögen von fast 114 000 M., wovon Christiane Mayer für sich und ihre Kinder immerhin 8200 M. erhielt. StAB Bac I 001-397. Nr. 2768, Bl. 19 u. 34.

¹¹ Christiane Emilie Mayer starb am 16. Mai 1893, ihre Schwester Marie Luise am 18. Mai 1899. StAB Bac I 001-396, Nr. 2733.

Da wachte ich eines Morgens auf und hatte eine große Freude im Herzen. Bei allem Besinnen kam ich nicht darauf, worüber ich mich freute. Da war es mir auf einmal ganz gewiß: Das ist die Freude an Jesus, wenn man sich nicht auf gute Sachen freut. Ich wollte auf keinen Fall diese Freude verlieren und war gehorsam, hilfsbereit mit den kleinen Geschwistern, lieb und freundlich den ganzen Tag über. Da, als ich am späten Nachmittag in den Hof hinter dem Haus kam, stand ich vor dem neuen Hühnerstall. Da schwand alle „Jesus-Freude“ in einem Augenblick. Vater hatte uns gestern Abend vor dem Einschlafen gesagt, dass wir heute gegen Abend Hühner bekämen, lauter schneeweiße. Und darauf hatte ich mich so gefreut!! Jetzt war alle Freude weg, auch die Freude auf die Hühner. Ich konnte den Verlust der „Jesus-Freude“ nicht verkraften, viele Tage nicht.

Mein Vater Rudolf Mayer (1883 bis 1924)

Großmutter hatte ihre drei sehr begabten Buben in die Realschule geschickt. Als mein Vater konfirmiert war, musste sie ihn aus der Schule nehmen, damit er als der Älteste möglichst bald verdiene und ihr helfe, die Familie durchzubringen. In seinem Lebensbericht schreibt Vater nichts darüber, wie schwer ihm das fiel. Aber uns Kindern hat er es bei einem Sonntagsspaziergang erzählt. Unter einer Eisenbahnbrücke, die über ein tief eingeschnittenes Waldtal führte, hielt er an und zeigte auf das Stahlgerüst der Brücke: „Kinder, da oben fiel die Entscheidung über mein ganzes Leben. Ich mußte als 14-Jähriger aus der Realschule heraus und mit einer Malerlehre beginnen. Da oben hing ich in dem Stahlgerüst und strich es mit einer roten Rostfarbe an. Ich war todunglücklich. Das sollte meine

Mitteilung.

Für das mir und meinem verstorbenen Mann entgegengebrachte grosse Vertrauen spreche ich unserer w. Kundschaft von Stadt und Land meinen besten Dank aus mit der Bitte, dies auch auf meinen Nachfolger übertragen zu wollen.

Hochachtungsvoll
Frau E. HAAG Wwe.

Das Aussteuer-, Manufaktur-, Woll-, Weiss- und Kurzwarengeschäft des verstorbenen Herrn Ernst Haag am Markt ist mit dem heutigen Tage in meinen Besitz übergegangen. Der Wahlspruch des bisherigen Inhabers war: «Gute und beste Waren billig verkaufen»; welchem auch ich treu bleiben werde. Dabei werde ich mir angelegen sein lassen, in jeder Abteilung die Auswahl so zu vervollkommen, dass jede Geschmacksrichtung befriedigt werden kann.

Das von der bisherigen Kundschaft dem Geschäft entgegengebrachte Vertrauen, bitte ich höflich, auch auf mich übertragen zu wollen.

Mit vorzügl. Hochachtung
MAX MAYER.

Räumungs-Ausverkauf

☞ vom Montag, 4.—24. November. ☜

Anzeige zur Übernahme des Geschäfts von Ernst Haag durch Max Mayer (MB vom 1. November 1912)

Lebensarbeit sein: Anstreichen, Lackieren und Tapezieren. – Vorbei die Schule, das Lernen; das Tor zur geistigen Welt war zu. In mir war es so dunkel, daß ich nahe daran war, mich fallen zu lassen. Die Brücke ist so hoch, da wäre ich sofort tot gewesen und hätte nicht dieses sinnlose Leben anfangen müssen. Alle würden denken, es sei ein Unfall und so wäre es auch für meine Mutter ertragbar. – Aber dann stand meine Verantwortung für meine abgeschaffte Mutter und die Geschwister vor mir, und ich konnte vor Gott die Verantwortung übernehmen für sie. Da wurde es wieder hell in mir“. In seinem Lebensbericht schreibt Vater weiter: „Im Jahre 1900 hatte ich ausgelernt. Was war das für eine Freude, als ich den ersten Wochenlohn von 18 Mark der Mutter bringen konnte!“.

Ich war so froh, als ich dem Lebensbericht meines Vaters entnahm, dass dieses Ja ihn nicht unglücklich gemacht hatte. Seine schönste Zeit sei die „Wanderschaft“ gewesen mit einem CVJM-Freund zusammen durch den Schwarzwald nach Karlsruhe; von dort aus rheinabwärts bis Köln, später in die Schweiz. Unterwegs nahmen die Freunde solange Arbeit an, bis sie wieder Geld für die nächsten Wochen hatten. Nachdem Vater 1906 die Meisterprüfung gemacht hatte, begründete er ein eigenes Geschäft im elterlichen Haus. Die Familie war jetzt aller finanziellen Sorgen enthoben. Die Brüder und die Schwester waren verheiratet und hatten ein gutes Auskommen. Außerdem konnte es Vater Onkel Max ermöglichen, ein Textilgeschäft in Backnang zu kaufen, wofür er mit Haus und Grundstücken die Bürgschaft übernahm.¹²

Endlich konnte Vater auch an einen eigenen Hausstand denken. Sein Nachbar, Großvater Hahns Bruder, der der Hofbauer der städtischen Farrenhaltung war¹³, hatte Vater auf seine Nichte im Frühmeßhof aufmerksam gemacht. Sie wäre ein stilles, frommes und fleißiges

Mädchen; er solle doch einen Besuch im Frühmeßhof machen. Anmelden wolle er ihn gerne. Vater zögerte lange, bis Onkel Max die Initiative ergriff und ihn begleitete. Dieses erste Kennenlernen muss sehr positiv ausgefallen sein. Vater verlobte sich bald danach an Weihnachten 1909 mit unserer Mutter und schon am 14. April 1910 war die Hochzeit.¹⁴

Vater schrieb über die erste Zeit ihrer Ehe: „Wir beide lebten glücklich und zufrieden miteinander, aber mit Mutter, die auf demselben Stock zwei Zimmer bewohnte, gab es viele Streitigkeiten“. Großmutter hatte bisher Vaters Haushalt geführt. Er war viele Jahre an der Stelle ihres Gatten gestanden, hatte mit ihr für die jüngeren Geschwister gearbeitet und gesorgt, mit ihr gespart und geplant. Großmutter dachte mit keinem Gedanken daran, zurückzutreten und meine Mutter als Hausfrau und Gattin an ihre Stelle treten zu lassen. Sie bestimmte den Küchenzettel, teilte jedem sein Arbeitspensum zu, besprach mit Vater die geschäftlichen Dinge. Das junge stille Bauernmädchen wurde einfach als Arbeitskraft miteingeplant.

Meine Mutter, die in der Hahnschen Stunde aufgewachsen war, in der das demütige Annehmen der Führung Gottes die Menschen prägte, fügte sich still ein in diese Struktur der Familie. Mein Vater hatte wohl nicht von Anfang an die Kraft, seine Mutter in die ihr jetzt zustehende Stellung einzuweisen; seine Versuche dazu werden wohl die von ihm erwähnten Streitigkeiten hervorgerufen haben. Aber als seine stille Frau immer stiller und ängstlicher wurde, da konnte er in der Verantwortung für sie handeln. Er richtete im Hausgang neben Großmutter's Wohnzimmer eine winzig kleine Küche ein, so klein, dass man nur zwei Schritte vom Gasherd bis zur Tür machen musste. Er setzte es durch, dass seine Mutter für sich selber kochte und seiner Frau die Führung unseres Haushaltes überließ.

¹² Kaufmann Max Mayer (1888 bis 1964) übernahm zum 1. November 1912 von seinem Lehrherrn Ernst Haag dessen Geschäft in der heutigen Marktstraße 44. StAB, Alte Einwohnermeldekartei, Karte „Max Mayer“ u. MB vom 1. November 1912. Am 18. Oktober 1962 wurde dann das Hauptgeschäft an der Bleichweise eröffnet, das schließlich im Sommer 2002 für immer seine Pforten schloss. BKZ vom 17. Oktober 1962 u. 23. Juli 2002.

¹³ Die städtische Farrenhaltung [Farren=Zuchtstier] befand sich im Nachbarhaus (Aspacher Str. 33), wo Johann Georg Hahn (geb. 1847 in Untersielmingen) von 1880 bis 1898 als städtischer Farrenhalter tätig war. StAB Bac E 023-10, S. 138 u. E 023-11, S. 652.

¹⁴ MB vom 14. April 1910.



Maria und Rudolf Mayer kurz nach ihrer Hochzeit im Jahr 1910.

Aber Großmutter sorgte für weitere Spannungen. Sie kochte wohl für sich selbst, aber war noch nicht bereit, ganz zurückzutreten. Wenn es bei uns Sauerkraut oder Kartoffelschnitz und Spätzle gab, was wir Kinder gar nicht liebten, da roch es aus ihrem Küchele für uns immer verlockend. Großmutter kochte immer das, was unsere Leibspeisen waren: Gefüllte Pfannkuchen, Waffeln, sogar Fasnachts- oder gar Apfelmüchle. Wir bestürmten unsere Mutter: „Wir wollen heute bei der Großmutter essen“. Sagte sie „Nein“, gab es eine Heulerei. Da schritt Vater wieder energisch ein. Ich war in Großmutter Stühle, als er eintrat und sehr bestimmt sagte: „Die Kinder essen von jetzt ab immer bei uns!“. Es gab einen richtigen Streit zwischen beiden, und ich war ganz auf Großmutter Seite, weil mir Vaters Hauptargument, dass wir lernen müssten, alles zu essen, überhaupt nicht gefiel. – Da trat ich zwischen beide und umarmte Großmutter um den Bauch herum, drehte den Kopf meinem Vater zu und rief: „Du sollst mit meiner Großmutter net so schimpfe! Du bisch bös und

mei Großmutter isch lieb!“. – Da war der Streit aus. Vater sagte ganz ruhig: „Mutter, du siehst ja, wie weit wir gekommen sind. Es bleibt dabei, die Kinder essen von jetzt ab immer bei uns“. Und ging weg. Schläge für mein freches Mundwerk habe ich nicht bekommen, nicht einmal eine Zurechtweisung. Vater war wohl froh, dass seine Argumente dadurch Gewicht bekommen hatten.

Meine Mutter Maria Mayer geb. Hahn
(1885 bis 1925)

Mein Mütterlein sehe ich noch vor mir, ihr liebes schmales Gesicht, die großen dunkelbraunen Augen, die langen schwarzen Haare, ihre zarte schmale Gestalt. Ich sehe mich an ihrer Hand hupfen beim Einkaufen in der Stadt, immer ausspähend, ob nicht ein bekanntes Gesicht auftauchte; denn wenn Mutter grüßte oder gegrüßt wurde, dann lächelte sie und das machte mich so froh. Ich blickte dann wie gebannt zu ihr hinauf und sah das Lächeln langsam verschwinden; dann war ich traurig und wieder auf der Suche nach

Bekannten, die meine Mutter durch ihren Gruß wieder zum Lächeln brachten.

Warum war aus dem frischen, kräftigen Bauernmädchen in ein paar Ehejahren eine so zarte Frau geworden, deren Gemüt immer etwas überschattet war? Und das trotz der Liebe der beiden Ehegatten zueinander? – Die Spannungen mit der Schwiegermutter hatten ihr das Einleben in den städtischen Handwerker-Haushalt sehr erschwert. Dazu kamen die rasch aufeinander folgenden Geburten der drei Kinder: ich im März 1911, Ida im März 1912, Rudolf im Juli 1913. Unser lieber kleiner Rudel war in seinem ersten Lebensjahr viel krank. In dem kalten Winter 1913/14 hatte die Mutter viele Nachtwachen bei ihm und wurde ganz elend dabei. Im Mai 1914 bekam sie die erste Lungenblutung. Vater brachte sie in ein Kurhaus im Schwarzwald, aber sie hatte dort sehr Heimweh, so dass er sie vorzeitig wieder holte. Ihr Zustand hatte sich zwar etwas gebessert, allerdings war es der Anfang der Lungentuberkulose, der sie elf Jahre später erliegen sollte.



Rudolf, Elisabeth und Ida Mayer (Kinder von Maria und Rudolf Mayer).

Vater wurde am 5. März 1915 eingezogen und kam am 13. Juli 1915 an die französische Front. Ich wurde am 19. März vier Jahre alt. Vater nahm mich vor seinem Abschied beiseite und sagte mir leise: „Elisabeth, du bist unsere Große. Gelt, du paßt auf unser Mutterle auf, vor allem, daß sie beizeit ins Bett geht und

nicht in die Nacht hineinschafft“. Das war mir eine Verpflichtung die ganze Kriegszeit hindurch. Ich schlief nie ein, ehe Mutter im Bett war und horchte angestrengt, ob sie in der Küche arbeitete oder still im Wohnzimmer flickte oder strickte.



Rudolf Mayer mit seinen Kindern während eines Fronturlaubes.

Eines Abends hörte ich nichts von ihr. Als ich ganz leise die Küchentür und die Wohnzimmertür aufmachte, war alles dunkel. Ich stand dann im Nachthemd hilflos auf unserem Kinderbänke neben dem Ofen und ängstigte mich in der Dunkelheit. Man hatte damals nur Gaslicht, das mit Streichholz angezündet wurde, und das war uns Kindern streng verboten. Da kam mir ein schrecklicher Gedanke. In der Kinderschule hatte ein Mädchen erzählt, ihre Mutter hätte abends in der Waschküche unten gewaschen und sei ohnmächtig umgefallen und die ganze Nacht dort auf dem Boden gelegen, und jetzt habe sie eine Lungenentzündung und müsse vielleicht sterben. Da Mutter am Nachmittag Wäsche eingeweicht hatte, war ich gewiss, dass sie auch da unten in Kälte und Nässe liege. Hilflos weinend und Mutterle rufend stand ich auf meinem Bänke lange, lange. Ich traute mich nicht, in dem dunklen Haus die Mutter zu suchen. – Aber auf einmal ging die Tür auf und Mutter kam mit einer brennenden Kerze herein. Sie war zuerst sehr ungehalten über meine Heulerei: „Wenn ich einmal weggehe zu meinem Onkel hinüber, dann veranstaltest gerade du, unsere Große, eine Heulerei!“. Als Mutter aber begriff, warum ich heulte, war sie arg lieb mit mir und trug mich in mein Bett. Dann versprach sie, mir jedesmal zu sagen, wenn sie abends weggehen wolle.

Seitdem Vater im Krieg war, war unser Haushalt klein geworden, ohne Lehrbuben, ohne Gesellen, ohne Haushaltshilfe. Dafür lebte Großmutter jetzt wieder mit uns zusammen, ohne jede Spannung. Die kränkelige Mutter war froh an der noch arbeitsfähigen Schwiegermutter, und die 66-Jährige war froh, dass sie nicht allein sein musste. Abends waren wir Kinder immer in Großmutter's Stühle, schon als Vater noch da war. Großmutter konnte so lebendig erzählen, dass wir alles sahen und erlebten, was sie beschrieb. Sie führte uns zu den Menschen, von denen sie erzählte: Ins Paradies zu Adam und Eva, wir begleiteten Abraham und Isaak zum Opferaltar und freuten uns über das Eingreifen des Engels. Im Religionsunterricht hörten wir gar nichts Neues, denn was erzählt war im Alten und Neuen Testament, hatte Großmutter uns so nahe gebracht, dass wir alles miterlebt hatten.

Aber im Religionsunterricht dämmerte mir einmal, warum Großmutter's Geschichten so viel schöner waren. Ich war Zweitklässlerin, als der Lehrer das Gleichnis vom „Verlorenen Sohn“ erzählte. Da streckte ich und fragte: „Warum erzählen Sie gar nichts von dem roten Hut?“. Der Lehrer war verwundert: „Was soll denn das: der rote Hut?“. Ich: „Der verlorene Sohn hat doch einmal dem ganz schlechten Mädchen einen roten Hut gekauft, und so hat er sein vieles Geld vertan, daß er zuletzt zu den Säen mußte“. Alles lachte, und der Lehrer schlug vor, dass wir erst einmal das Gleichnis lesen sollten, dann wolle er antworten. Ja, und da stand gar nichts drin von dem roten Hut und dem Mädchen. – Aber trotz Großmutter's Phantasie war ihr Erzählen so, dass es unser Herz erreichte. Wir erfuhren, was vor Gott recht ist, und vor allem, wir lernten Jesus zu lieben.

Ich berichte so ausführlich davon, weil das der Anfang einer Grunderkenntnis für mich wurde, die in den Leidensjahren meiner Eltern, in den Jahren der Heimatlosigkeit und in den Kriegsjahren die Lebensbasis wurde. Allein in dem Einssein meines Willens mit dem Willen Gottes war mir Gott nah, und ich konnte der Angst und der Schwermut entfliehen. Ich glaube, wenige Menschen kannten die Großmutter so von innen wie wir Kinder. Nach außen wirkte sie in vielen Situationen selbstgerecht und herrschsüchtig, und war hart in

ihren Forderungen gegen sich und andere. Uns Kindern konnte sie aufschließen, wer sie vor Gott war und wie sie an ihrem eigenen Wesen litt. Ich habe mir in reifen Jahren in Gedanken an sie überlegt, was der Schlüssel war, der ihr inneres Wesen gerade uns Kindern aufschloss: Wir liebten sie, und der Liebe kann sich das Wesen eines Menschen öffnen, auch an der Stelle, wo er an sich selber leidet.

Großmutter's Tod

Ich will noch erzählen, wie ihr Leben endete. Die Wassersucht wurde für sie ein qualvolles Leiden. Ihre Beine und Arme, ihr Bauch, alles war prall geschwollen. Sie hatte schreckliche Atemnot und war zuletzt ganz bettlägrig. Ihr Sterben war schrecklich. Sie hatte furchtbare Schmerzen. Unser Vater sah ihren Hausarzt an unserem Haus vorbeigehen auf dem Heimweg von einem Waldspaziergang. Vater bat ihn, sofort zu seiner Mutter zu kommen. Großmutter flehte ihn an, ihr doch zu helfen. Der Arzt hatte seine Instrumente nicht dabei. Da zog er sein Taschenmesser heraus und machte ihr Schnitte in die Waden und Oberschenkel, aus denen viel Wasser herausfloß, – aber dann entzündeten sich alle diese Wunden. Die Beine schwellen noch mehr an, und von jedem Schnitt aus zog ein roter Streifen bis zur Leistengegend – eine tödliche Blutvergiftung. Wir Kinder hatten dieses Krankheitsbild bisher nur an Schweinen gesehen und da hieß es „Rotlauf“. Es machte uns sehr traurig, dass unsere geliebte Großmutter „wie a Sau sterba muß“. Großmutter starb unter großen Schmerzen am 7. November 1921.

Und nun schäme ich mich fast zu berichten, dass wir Kinder uns sehr auf die Beerdigung freuten. Die Beerdigung begann damals schon am Trauerhaus, in dem die Toten zwei Tage lang aufgebahrt waren. Der Sarg wurde in dem mit Kränzen geschmückten Leichenwagen zum Friedhof gefahren, gefolgt von den „Leichen-Chaisen“, in denen die Verwandten saßen. Auf dem Bock der „Chaisen“ durften die Kinder neben dem Kutscher sitzen. Darauf freuten wir uns tagelang voraus, denn es war eine so lange Fahrt: Erst hinab ins Murratal, dann durch die ganze Stadt, am Rathaus vorbei, über

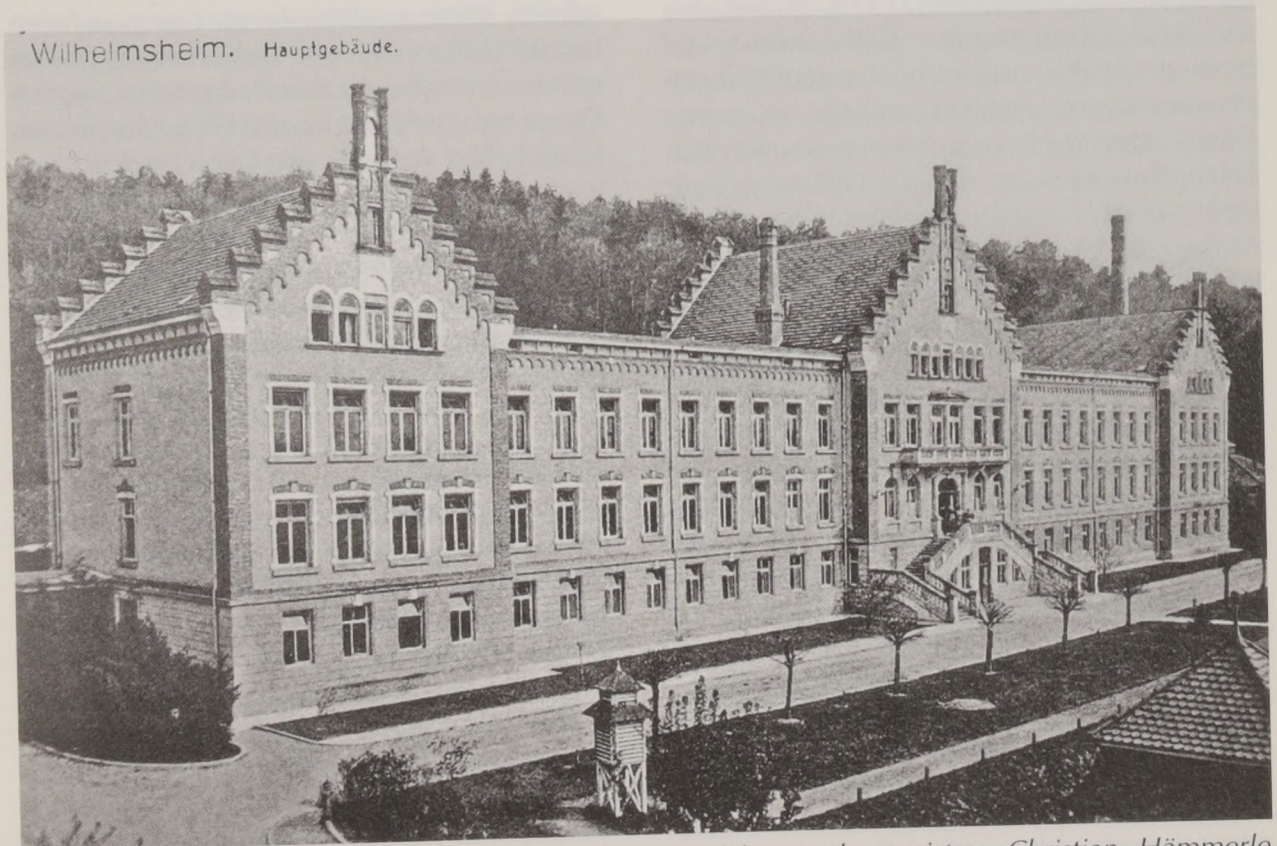
den Marktplatz und durch die Vorstadt hinauf zum Friedhof, der auf der Höhe am Stadtrand lag. Und überall standen in Gruppen schwarzgekleidete Leute vor den Häusern und schlossen sich schweigend dem Trauerzug an. Wir blickten immer wieder von unserem hohen Sitz zurück auf den Trauerzug und freuten uns, dass er gar so lang war. – Ja, was so nebeneinander in einem Kinderherzen sein kann! Bei den nächsten Beerdigungen 2½ und 3½ Jahre später, als Vater und Mutter im Sarg auf dem Leichenwagen lagen, war das vorbei. Da waren unsere Gedanken und Herzen bei den geliebten Toten.

Schwierige Zeit nach dem Ersten Weltkrieg

Jetzt habe ich noch über die letzten Jahre mit den Eltern zu berichten. Mutter blieb nach der ersten Lungenblutung eine kranke Frau. Doch war Gott so gut mit uns, dass er sie uns erhielt über die Kriegsjahre hinaus. Auch Vater, der lange Zeit im Stellungskrieg in den Ardennen in nasskalten Schützengräben leben musste, wurde krank, hatte Fieber und hustete.

Im Lazarett stellte man TBC fest. Vater kam am 17. Juni 1918 ins Lungensanatorium Wilhelmsheim, das in der weiteren Umgebung Backnangs in einem großen Waldgebiet lag. Wir durften ihn dort oft besuchen.

Über das Kriegsende schreibt Vater: „Durch die Zeitungen gut unterrichtet, erlebte ich den Rückzug unseres Heeres mit, den Zusammenbruch des Reiches und die Revolution. Auch bei uns in der stillen Waldecke wurde Revolution gemacht. Es wurde ein Soldaten-Rat gebildet, die deutschen Kokarden wurden von den Mützen gerissen und allerhand Unsinn gemacht. Der Soldaten-Rat verlangte mehr Freiheit für die Kranken und besseres Essen (trotz weiter bestehender Hungerblockade). Vor allem: Der Arzt sollte dem Patienten überhaupt nichts mehr dreinreden dürfen. Ich sagte oft: `Wir sind doch kranke Leute und müssen die Anordnungen des Arztes befolgen`. Aber das nützte alles nichts. Die Hauptschreier verkündigten: `Bei der neuen Freiheit darf überhaupt niemand mehr befehlen`. Aber den Ärzten war es bald zu dumm, sie entließen die ärgsten Krakeeler. Viele, die leichter krank



Die im Jahr 1900 nach Plänen des Backnanger Oberamtsbaumeisters Christian Hämmerle erbaute Lungenheilstätte Wilhelmsheim.

waren, gingen freiwillig. Der Krieg war ja aus, so mußten sie nimmer befürchten, wieder Soldat sein zu müssen. Im Oktober war eine gefährliche Grippe-Epidemie ausgebrochen. Im Sanatorium hauchten viele ihr krankes Leben aus. Zu Hause in meiner Familie waren alle krank, außer meiner Mutter. Sie telefonierte mir, ich solle kommen und ihr bei der Pflege helfen. Der Arzt wollte mich der Ansteckungsgefahr wegen nicht fortlassen. Aber ich ging dennoch – und richtig: nach 2 Tagen war ich schon krank, 14 Tage lang. Meine Frau konnte erst nach 4 Wochen wieder aufstehen. Aber sie kränkelte stärker als je. – Ich wurde am 15. Dezember 1918 aus dem Sanatorium entlassen, 70% dienstbeschädigt. Aber schon nach Weihnachten bekam ich eine schmerzhafte Rippfellentzündung, von der ich erst nach Wochen aufstand. Im Jahr 1919 setzte das Geschäft wieder ein. Es war höchstnotwendig, daß wieder etwas verdient wurde, denn die staatliche Kriegsrente reichte nicht weit, und über die Kriegsjahre waren sämtliche Ersparnisse aufgebraucht worden. Mir ging es wieder besser, aber unser Mutterle wurde immer weniger. Im September 1919 mußte ich sie nach Stuttgart ins Katharinen-Spital bringen. Dort wurden ihr Lungenfüllungen (Pneumothorax) gemacht, anfangs mit gutem Erfolg. Aber dann kam eine nasse Rippfell-Entzündung dazu, so daß die Füllungen nicht mehr gemacht werden konnten. Über ¼ Jahr mußte sie im Krankenhaus sein. Aber gesünder war sie nicht. In dieser Zeit führte meine Mutter unseren Haushalt. Ich war so froh an ihr“.

Diese Chronik der Kriegs- und Nachkriegsjahre will ich nun ergänzen durch meine eigenen Erinnerungen. Dass unsere Familie mit der Heimkehr des Vaters wieder ganz war, war uns ein großes Glück. Vor allem war uns Kindern die Sorge für unser krankes Mütterlein abgenommen, denn Vater umsorgte sie treulich. Sobald er es finanziell konnte, stellte er wieder eine Hausgehilfin ein, und es waren nacheinander so treue, fröhliche Menschenkinder, die uns wie große Schwestern waren. Mit Maria aus Sulzbach/Murr waren wir im Sommer tagelang in den Heidelbeeren im

Welzheimer Wald; sie wusste viele ertragreiche Plätze und wir brachten die Beeren eimerweise heim. Diese Tage, einsam in den weiten Waldgebieten, waren uns Kindern wie die Rückkehr ins Paradies. Über uns sangen die Vögel, fütterten ihre Jungen, in den Baumgipfeln turnten Eichhörnchen, Rehe besuchten uns, und die einzigen Menschenlaute waren unsere Lieder und unser Lachen.

Auch Vater lebte mit der Natur. Er kannte Bäume, Sträucher und Blumen, er kannte Vögel und Insekten, sogar die Sterne. Unsere Spaziergänge mit ihm waren oft richtige Entdeckungsreisen. Wir hatten unsere Eltern sehr lieb, wir erlebten täglich, wie mühsam die Arbeit für beide war und wussten uns verpflichtet, ihnen zu helfen. Für Vater trugen wir die Tapeten-Musterkarten in die Kundenhäuser und holten sie wieder ab. Rechnungen austragen war auch unsere Aufgabe. Da die Murr in ein paar großen Schleifen unsere Stadt durchfloss, gab es in allen Stadtteilen steile Straßen. Vater hatte beim Steigen große Atemnot. Da hatten wir Kinder eine Idee: Wir fragten ihn am Morgen, in welchen Häusern er arbeite. Wenn es dabei bergauf ging, nahmen wir sein Fahrrad mit und stellten es so ab, dass er den Heimweg mit dem Rad machen konnte. Es machte uns Kinder so glücklich, dass wir ein bisschen helfen konnten. Die Liebe zu den Eltern machte die Arbeit, die uns Schulkindern daheim, im Garten und in dem großen Baumstück zugeteilt wurde, so leicht und beglückend; und das war mit viel fröhlichem Spiel verbunden. Im Herbst mussten wir fast täglich Obst auflesen in dem großen Baumstück am Rötlesweg. Es lag auf der Höhe, etwa zwei Kilometer vom Elternhaus weg. Bei der Heimfahrt im Leiterwägele, das mit den vollen Obstsäcken beladen war, sausten wir bis vor's Elternhaus. Eines lenkte, die Deichsel zwischen den Beinen, eines bremste hinten mit den Absätzen, eines saß auf den Säcken und schrie im Kinder-Singeton immerzu: „Aus 'em Weg, daß nix passiert!“. Es konnte damals nicht viel passieren, denn Autos gab es noch kaum. Das einzige Auto, das in unseren Stadtteil kam, gehörte dem Arzt.¹⁵

¹⁵ Bei dem Arzt handelte es sich um Dr. Heinrich Zeller (1863 bis 1927), der von 1891 bis zu seinem Tod 1927 als Arzt in Backnang tätig war. Karlmann Maier: Vom Aderlaß zum Laserstrahl. Chronik der ärztlichen Versorgung im ländlichen Raum am Beispiel des Oberamtes Backnang, Backnang, 1993, S. 90-96.



Der Backnanger Arzt Dr. Heinrich Zeller mit seinem Auto.

Dies Auto war für uns eine richtige Gaude. Es blieb fast immer auf der steilen Straße hängen, die aus dem Murr-Tal herauf zu unserem Haus führte. Erreichte uns beim Spielen auf der Straße der Ruf: „Dr Doktor! Dr Doktor – Auto schieba, Auto schieba!“, so stimmten wir alle in diesen Schlachtruf ein und rannten den Berg hinunter, wo der Doktor sein Auto ankurbelte. Wir schoben es so lange, bis es in Fahrt kam und lachten dabei den Doktor und sein Auto aus.

Spielen und Singen auf der Straße

Ja, die Straße war damals noch Spielplatz! Von den Ball- und Hupf- und Laufspielen will ich jetzt nicht erzählen, aber von unseren Singspielen. Die machten wir auf der benachbarten Straßenkreuzung. Diese Spiele hatte eine Generation der anderen überliefert. Wir liebten vor allem die Balladen- und Märchenspiele, die in einfachsten Texten zusammengerafft waren und deren Handlung gespielt wurde. Zum Beispiel: „Dornröschen war ein schönes,

schönes Kind“, „Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein“. Oder das Aschenbrötel-Spiel: „Heut ist im Schlosse ein großer Ball, eingeladen sind die Mädchen all“ oder „Hänsel und Gretel verirrt sich im Wald“. Am meisten liebten wir das traurige Spiel: „Es wohnt ein Pfalzgraf wohl über dem Rhein, der hatt' drei schöne Töchterlein. Die erste wollte die schönste sein, die zweite zog in ein Kloster ein, die dritte zog in ein fernes Land, da war sie fremd und unbekannt“. Das Schicksal dieses dritten Töchterleins bewegte jedesmal unser Herz. Da standen oft die Mütter am offenen Fenster und sangen „ihre“ Kinderspiele mit. Besonders schön wurde es, als eine liebe Fürsorgerin auf einem Waldsportplatz Volkstanz-Stunden gab, die alle zu Texten von Volksliedern getanzt wurden. Das war eine ganz neue Welt für uns. Alle Kinder aus der Nachbarschaft waren dabei.

Bei besonders leuchtenden Sonnen-Untergängen schlossen die Spielabende mit dem Volksliedersingen auf „Bäcka-Schneiders-Staffel“, die an der Giebelseite des Bäckerhauses hinaufführte zum Wohnstock.¹⁶

¹⁶ Die Bäckerei von Karl Schneider befand sich in der Aspacher Straße 80. Adreßbuch Backnang und Umgebung 1920/21, Backnang 1921, S. 47.



Der Verlauf der Aspacher Straße bis zur Einmündung Karlstraße im Jahr 1928 mit dem Geburtshaus von Elisabeth Mayer (Nr. 31), das in den 1960er Jahren dem Ausbau der Aspacher Straße weichen musste.

Da das Haus an einem steilen Berghang gebaut war, war auch die Staffel steil und hoch, und es eröffnete sich von dort aus der weite Abendhimmel mit seiner Farbenpracht bis zum Horizont. Unsere Singstaffel war meist von oben bis unten besetzt mit Kindern.

Ich habe das alles so ausführlich erzählt, weil ich voller Dankbarkeit wurde über den Reichtum unserer Kindheit. So war die Krankheitsnot im Elternhaus nicht das einzige, das diese Jahre erfüllte. Ich möchte beides nicht missen. Es waren die kranken Eltern, durch die Gott die Weichen in unserem Leben so stellen konnte, dass unser Weg zu ihm hin führte.

Strenge Erziehung

Vaters ganzes Verhalten war geprägt durch die ethischen Maßstäbe, die unser Glauben setzt. Den Kunden gegenüber war er ganz korrekt, zu den Gesellen und Lehrbuben war er gütig und menschlich. Wir Kinder waren geborgen bei ihm. Was er uns zu tun anwies gegen Nachbarn, Lehrer und Schulkameraden war ausgewogen und hilfreich. Was gegen Gottes Gebote verstieß, strafte er streng, so Lüge und Halbwahrheiten und Stehlen.

Wie er mich vom Stehlen kurierte, ist mir heute noch unvergessen bis in jede Einzelheit hinein. Ich spielte oft mit den einige Jahre jüngeren Kindern von Onkel Max, Vaters jüngstem Bruder, der ein großes Textilgeschäft besaß. Seine Kinder waren Liselotte, Ewald und Gudrun. Sie liebten mich sehr, weil ich immer neue Ideen für unsere Spiele hatte. Eines Tages hatten wir in dem großen Sandkasten einen Bauernhof gebaut. Für mich war es Zeit zum Heimgehen. Die Kinder suchten mich zu halten. Als Liselotte, auf deren Kopf eine breite rote Seidenschleife schaukelte, mich festzuhalten suchte, durchzuckte mich ein Gedanke: „Wenn du mir eine breite Haarschleife schenkst, dann bleibe ich noch eine Weile“. Liselotte huschte ins Haus und kam nach einiger Zeit mit einer ganzen Rolle rotem Seidenband – unter ihrer Schürze versteckt – zurück. „Da, nimm’s schnell unter deinen Schurz, ich hab’s im Laden geklaut. Niemand hat’s gemerkt“. Als ich heimwärts eilte, erfüllte mich zuerst nur Genugtuung. Jetzt war ich doch auch salonfähig. Wir hatten in den letzten Tagen unser neues Klassenbild gründlich gemustert und erwogen, wer schön drauf war und wer schlecht getroffen war. Ich stand auf dem Bild neben Elisabeth Höchel, über deren Kopf eine große Schleife schwebte, und sie gab dazu den Kommentar: „Mei Masche isch so schö troffa“. Ja, was waren meine Zopfmaschen dagegen? Schmale Bendele! Jetzt konnte sie mir gegenüber nimmer damit angeben.

Aber je näher ich dem Elternhaus kam, desto unbehaglicher wurde es mir. Was konnte ich sagen über meine Beute? Wenn ich die

Wahrheit sagte, würde mich Vater auf alle Fälle strafen. Lügen hatten bei Vater keine Chance. Ich wusste: Er sieht es mir an, wenn ich lüge und fragt so lange, bis ich entlarvt bin. Ich fand einen Ausweg: Ich huschte unbemerkt auf die Bühne, und dort versteckte ich die Bandrolle unter einem Schrank. Aber jetzt war der Teufel in mein Herz eingezogen. Nach jedem Spielnachmittag mit Onkel Maxens Kindern brachte ich eine Rolle Zopfbander mit. Liselotte sprang schon weg, um sie zu holen, wenn ich andeutete, dass ich bald gehen müsse. Und ich nahm sie und konnte nimmer nein sagen. Unter dem Schrank auf der Bühne sammelten sich die Rollen mit Zopfbandern aller Breiten und Farben – und was hatte ich davon? Nur Angst, dass sie entdeckt würden, und was mit mir dann geschehen würde. Meine Ida hatte ich eingeweiht. Wenn die Eltern nicht daheim waren, holten wir die Bandrollen unter dem Schrank hervor, ordneten sie auf dem Boden nach Farben und Breite und berieten, zu welchem Kleid sie passen würden. Aber es war keine Freude dabei. Wenn es herauskommt, was dann?

Und dieser Tag kam. Aus der Schule heimkommend, wurde ich von Vater empfangen und in die Sonntagsstube geführt. Da standen alle meine Zopfbandrollen auf dem Tisch. „Was sagst du dazu?“, fragte Vater. Ich hatte so viel gelitten, dass ich froh war, die Wahrheit sagen zu können. Vater war gut und streng. Streng, als ich die Schuld Liselotte zuschob, die die Bänder gestohlen und mir geschenkt hatte. „Und du hast gestohlenes Gut angenommen und gewusst, dass es für dich gestohlen wurde“. Da war ich überführt und war froh darüber. Ich bekam mit dem Meerrohr harte Schläge. Vater sagte dazu: „Du musst das schmerzhaft spüren, dass du ein für allemal keine Lust mehr hast nach fremdem Gut“. Aber die schlimmste Strafe kam noch. Vater holte unseren Henkelkorb und hieß mich alle Bandrollen einordnen. Nach dem Mittagessen eröffnete er mir, dass ich heute nachmittag gleich nach der Ladenöffnung die Rollen an Onkel Max zurückgeben und ihm erzählen sollte, wie ich sie bekommen habe. „Natürlich bittest du Onkel um Verzeihung“. – „Im Laden? Vor den Verkäuferinnen?“ – „Ja, vor den



Eine Postkarte aus der Zeit um 1900 zeigt die „Engel“-Kreuzung mit dem Geschäft von Ernst Haag (heutige Marktstraße 44), das 1912 von Max Mayer übernommen wurde.

Verkäuferinnen! Dann wirst du dich so schämen, dass du nie mehr Lust hast zu stehlen“.

Der Weg durch die Stadt war der schwerste Weg, den ich je gegangen bin. Ich meinte, alle Leute müssten mich als Diebin ansehen. Und dann stand ich lange vor dem Laden und wagte nicht einzutreten. Doch Vater überforderte mich nicht. Er hatte inzwischen mit Onkel Max telefoniert. Der nahm mich zur Seite und war arg gut zu mir. Er ließ mich auspacken, ohne dass die Verkäuferinnen es sahen. Doch dann sagte er zum Schluss: „Eines kann ich dir aber nicht ersparen: Du hast dafür gesorgt, dass im Geschäft eins das andere verdächtigt hat, als immer mehr Bandrollen fehlten. Deshalb musste ich es den Verkäuferinnen sagen, wie es zugeht, damit unter dem Personal wieder ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis entsteht“.

Sehr gedemütigt ging ich heim, um eine tiefgehende Erfahrung reicher. Ich hatte während der Zeit des Zopfbander-Sammelns dumpf gewusst, dass ein Bann über mir lag: „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht“. Das war eine brutale Wirklichkeit. Jetzt lag dazuhin die Last auf mir, dass meine Sünde Auswirkungen hatte auf Menschen, die ganz unschuldig in dieser Sache waren. Die Macht des Bösen, des Teufels, erfüllte mich mit Schrecken. Durch mich hatte er solche Macht bekommen, ich war sein Werkzeug gewesen! – Und dennoch war ich so sehr erleichtert, trotzdem ich mich schämen musste, jetzt auch noch vor den Verkäuferinnen. Aber ich war befreit. Befreit von der Angst, befreit von dem Zwang, Gestohlenen zu sammeln, befreit von der Schuld durch das offene Geständnis und die Rückgabe des Gestohlenen, befreit auch dadurch, dass Onkel Max mir vergeben hatte.

Meine erste „Bekehrung“

Ich durfte als 12-Jährige zu einer Sommerfreizeit des Mädchenbibelkreises (MBK) nach Wildberg an der Nagold. Die Leitung hatte Fräulein Elisabeth Kumm, die in der MBK-Bibelschule in Leipzig für Jugendarbeit ausgebildet war. Sie hatte in Esslingen einige sehr lebendige Mädchen-Bibelkreise. Das Freizeithaus in Wildberg war auf die Stadtmauer gebaut. Die Nagold floss kristallklar, mit starkem Gefälle, 15 m vom Jugendhaus

entfernt, und war ein ideales Schwimmbad der Feriengäste. Wichtiger als das fröhliche Baden und Wandern waren uns die Bibelarbeiten. Die Texte waren die Sendschreiben der Offenbarung. Wenn ich sie heute durchlese, wundere ich mich, dass sie schon uns Kinder so anpackten. Aber wir brannten geradezu, so gingen diese Texte uns an: „Ich kenne deine Werke, deine Liebe, deinen Glauben – aber ich habe wider dich ...“. Wir waren damit gemeint und standen vor dem erhöhten Herrn. Mich traf das Wort: „Der Sohn Gottes, der Augen hat wie Feuerflammen“. Diese Augen, die uns ganz durchschauten, auch das sehen, was wir nicht oder nicht mehr von uns wissen, die sahen mich an Tag und Nacht. Ich konnte ihnen gar nimmer ausweichen. Sie sahen ein Zwei-Markstück, das in meiner Sparkasse war und mir nicht gehörte. Ich hatte es beim Spielen mit Onkel Maxens Kindern in der Tiefe des Sandhaufens gefunden und in meine Schürzentasche gesteckt. Mein Gewissen wusste ich zu beschwichtigen: Die zwei Mark sind mit dem Sandhaufen hergefahren worden und gehören gar nicht dem Onkel Max. – Onkel Max ist reich und wir sind arm. – Jetzt kann ich der kranken Mutter etwas Schönes zum Geburtstag schenken. Da gab das Gewissen nach.

Aber jetzt sahen die Feueraugen unentwegt das Zweimark-Stück an, auch wenn ich meine Rechtfertigungsgründe ihm entgegenstellte. Ich konnte fast nimmer schlafen vor diesen Augen. Da gab ich nach und ging zu Frl. Kumm. Ich erzählte ihr meine Not und meine Rechtfertigung und fragte dann: „Gehört das Geld denn wirklich nicht mir?“. Sie: „Wenn die Augen Jesu es dauernd ansehen, dann ist es nicht dein“. Ich: „Was soll ich aber denn tun?“. Sie: „Du schreibst deinem Onkel, warum du das Geld behalten hast, und dass du durch dieses Bibelwort weißt, dass du es ihm zurückgeben sollst“. Da erzählte ich ihr die Zopfband-Geschichte, die zwei Jahre zurücklag. „Wird Onkel Max mich nicht für eine richtige Diebin halten, die das Klauen nicht lassen kann?“. Sie: „Das lass Gottes Sorge sein, was der Onkel über dich denkt. Tu das, was Gott jetzt von dir will, dann hilft er dir durch“. Das machte mir Mut. Da sprach mich Frl. Kumm nochmals an: „Elisabeth, wenn dich

Jesu Augen so lange angeschaut haben, dann will er dich ganz in seine Nachfolge. Willst du das?“ – „Das will ich schon immer. Aber ich weiß nicht, wie ich das machen soll“ – „Wenn du es willst, dann ist es ganz einfach. Jesus hat gesagt: ‚Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen‘. Jetzt danken wir ihm dafür, dass er dich gerufen hat, und dass du zu ihm kommen willst“. Sie betete, dankte für den Ruf, dankte, dass Jesus einen jungen Menschen willig gemacht habe zur Nachfolge, dankte, dass ich jetzt sein eigen sei. Dann sagte sie: „Jetzt sagst du Ihm selbst, dass du Ihm gehörest“. Ich war übertoll vor Freude und betete: „Herr Jesus, i freu mi ganz arg, dass du mich gerufen hast, und dass ich jetzt ganz dir gehören darf. I bin so froh, so froh. Amen“. So einfach war diese erste



Aufnahme der Geschwister Rudolf, Elisabeth und Ida Mayer anlässlich des 40. Geburtstages ihres Vaters im Jahr 1923.

Bekehrung, und ich bin später sehr dankbar dafür geworden, dass Fräulein Kumm es mir nicht schwerer gemacht hatte, so dass ich in heller, kindlicher Freude das Leben mit Jesus beginnen konnte.

Drei meiner Schulkameradinnen, Elsbeth Höchel, Hertha Kreuzmann und Liesel Stroh¹⁷ hatten bei dieser Freizeit auch diesen Schritt getan, und uns verband jetzt eine tiefe Freundschaft. Wir kamen einmal in der Woche bei Elsbeth zusammen zu einem Austausch über unsere Erfahrungen mit Jesus, auch über das Versagen in der Nachfolge, besonders unter den Schulkameraden. Dann beteten wir miteinander und füreinander und sangen vor allem Lieder des Lobpreises. Im Austausch über den Bibeltext, der im letzten MBK-Kreis dran war, suchten wir neue Weisung für unsere Anfangsschritte in der Nachfolge. Beim Abschied umarmten und küßten wir einander und waren so glücklich über die neue Zusammengehörigkeit als Gottgeschwister. Auch mein Schwesterlein Ida nahmen wir später auf in unseren Bund. Sie war sehr glücklich darüber.

Das letzte Weihnachtsfest im Elternhaus 1923

Und nun komme ich zu unserem letzten Weihnachtsfest in unserem Elternhaus, an dem wir noch alle beisammen waren: Weihnachten 1923. Wir waren alle bedrückt und konnten uns nicht darauf freuen, denn unser Mütterlein war todkrank. Sie bekam einige Tage vor dem Fest eine Lungenblutung und lag matt und fiebrig im Bett. Am Nachmittag des Heiligen Abends hatte Vater den Christbaum in dem grünen Christbaum-Gärtle festgemacht und ihn in die Sonntagsstube gestellt, die jetzt Weihnachtsstube hieß. Dann holte er den Christbaumschmuck und sagte wie abwesend: „Nun schmückt ihr miteinander den Baum“ – und ging weg. So konnte es bei uns doch nicht Weihnachten werden. Das Fest hatte jedes Jahr mit dem fröhlichen Baumschmücken mit Vater zusammen begonnen, und wir hatten dabei schon Weihnachtslieder gesungen.

¹⁷ Zwischen Hertha Kreuzmann, die 1939 den Apotheker Hellmuth Förster heiratete, der im Sommer 1950 die Johannes-Apotheke (Burgplatz 3) in Backnang eröffnete, und Elisabeth Kaiser bestand bis ins hohe Alter eine Freundschaft. Brief von Dr. Albrecht Kaiser vom 23. August 2007; StAB, Alte Einwohnermeldekartei, Karte „Hertha Förster“; Backnanger Tagblatt vom 15. Juni 1950.

Von Vater war dabei alles Belastende abgefallen und er konnte mit uns von Herzen fröhlich sein. Und jetzt? – Ich hielt es nimmer aus und suchte Vater. Er saß im Stühle regungslos in seinem Sessel, den Kopf aufgestützt, mit so traurigem Gesicht. Ich rutschte auf seinen Schoß und legte meine Arme um seinen Hals: „Vaterle, der Heiland ist doch geboren. Da freue mir uns doch!“ – „Ach Kind, wie soll ich mich freuen – unser Mutterle stirbt. Was wird dann aus uns – aus mir?“. Da umarmte ich ihn ganz fest und sagte: „Aber Vaterle, du hast doch uns. Und mir habet dich so lieb und mir helfet dir“. Da strich Vater leise über meinen Kopf und sagte: „Liebs Kind, liebs Kind!“. Und sein Gesicht war heller. „Vater, ohne dich könnet mir den Christbaum net schmücka. Gelt du hilfst uns“. Und Vater half. Wir stellten den Christbaum unter die offene Tür zwischen Weihnachtsstube und Mutters Krankenzimmer, damit unser Mutterle den Lichterbaum sehen und bei unserem Feiern dabei sein konnte. Die Geschenke waren uns diesmal nicht wichtig, umso mehr die Weihnachtslieder. Vater begleitete sie auf dem Klavier und er stimmte eins ums andere an. So erreichte das „Licht, das in die Welt gekommen“ auch unsere Herzen und durchleuchtete ihre Traurigkeit, auch Vaters Herz.

Ich habe einige Jahre danach dieses letzte Familien-Weihnachten in meinem Tagebuch beschrieben. Am Schluss stehen die Sätze: „Damals, wo alles tieftraurig war, hatte ich neben dem Leid um Vater und Mutter ein tiefes Glück in mir. Vater und Mutter, die beiden liebsten Menschen, brauchten mich, sie brauchten meine Liebe und meine Hilfe. Das wird wohl das tiefste Glück im Leben sein, sich ganz verschenken zu dürfen in Liebe an geliebte Menschen“.

Das letzte Jahr daheim

Unser Mütterlein konnte das Bett nimmer verlassen. Sie hatte hohes Fieber und immer wieder Lungenblutungen. Sie brauchte eine Pflegerin, die dauernd um sie war. Vater konnte das neben der Hausgehilfin nicht finanzieren. So verließ ich die Realschule an Ostern

nach der 4. Klasse. Ich wechselte darum schon ein Vierteljahr vorher nach den Weihnachtsferien vom „Zuhörer-Unterricht“ über in den „Konfirmanden-Unterricht“, um am Palmsonntag 1924 konfirmiert zu werden. Das war geschwind ein Schlag für mich. Lernen war ja meine Freude, das Tor zur Welt. Aber dass ich den Eltern eine echte Hilfe sein konnte, machte mich dennoch glücklich.

In der Woche nach meinem 13. Geburtstag [19. März 1924] starb mein Vater ganz plötzlich an einer Lungen-Embolie. Die TBC-Erkrankung war bei ihm nicht so weit fortgeschritten, dass seine Kräfte aufgebraucht waren – er war ein kräftiger Mann, so war sein Tod ein schreckliches, sich über viele Stunden hinziehendes Ersticken. Neben ihm im Bett lag die todkranke Mutter. Der Todeskampf des Vaters war so schrecklich, dass es für uns alle eine Erlösung war, als er ausgekämpft hatte und entspannt und im Frieden im Sarg lag. Vaters Schwester, Tante Ida aus Karlsruhe, war am Tag nach Vaters Tod schon da und sorgte für alles, was mit der Beerdigung und meiner Konfirmation zusammenhing. Am Samstag vor der Konfirmation war Vaters Begräbnis.¹⁸

Ich war in dieser Woche nicht mehr im Konfirmandenunterricht gewesen, hatte gar nimmer an die Konfirmation gedacht, so stark waren die Eindrücke von Vaters qualvollem Tod, die Sorge um die schwerkranke Mutter und der Schmerz um den Vater. Als ich im Konfirmandenkleid vor Mutters Bett stand, traurig, dass ich ohne Eltern zu meiner Konfirmation gehen musste, fragte Mutter: „Kannst du auch die Katechismus-Frage, die du sagen sollst?“. An die hatte ich gar nimmer gedacht. – „Ich kann sie ja unterwegs noch lernen, Mutterle“. Aber – das Fragenbüchle war nirgends zu finden. „Ich hole unterwegs bei Degeles das Fragenbüchle, der Vetter wird ja heute auch konfirmiert. Bis ich drankomme, habe ich die Frage gelernt“.

Unter diesen Umständen rauschte alles an mir vorüber, die Lieder, die Predigt – und ich blieb stecken beim Hersagen, trotzdem ich auf dem Weg zur Kirche und den ganzen Gottesdienst über gelernt hatte. Da tuschelte es in der ganzen Kirche. Die Backnanger erklärten ihren

¹⁸ MB vom 4. April 1924.

Gästen, dass gestern mein Vater beerdigt wurde. Nachdem das überstanden war, öffnete sich mein Herz. Ich konnte auf die „Verpflichtungsfrage“ aufrichtig antworten und das Gelübde, das wir gemeinsam anlegten, war mir ein echtes Gelübde: „Herr Jesu, dir leb ich, dir leid ich, dir sterb ich, dein bin ich tot und lebendig. Mach mich, o Jesu, ewig selig. Amen!“ Auch mein Denkspruch erreichte mein Herz: „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat“ (Hebr. 10, 35). Dieses Wort gab mir später in mancher Tiefe meines Lebens den Mut durchzuhalten.

Der bürgerliche Teil der Konfirmation berührte mich nicht. Einige der Verwandten gratulierten mir zu meiner Konfirmation. Ich sagte steif: „Danke“, und dachte, wozu auch. Ich war eine Fremde unter ihnen, besonders nachmittags, als sie nach Kaffee bei einem Glas Wein fröhlich wurden und der Reutlinger Onkel, Mutters Bruder, Witze erzählte. Da ging ich leise hinaus und setzte mich ans Bett meiner Mutter und hielt ihre Hand. Da war ich daheim und im Frieden.

Mutter war so schwach, dass wir alle mit einem baldigen Verlöschen ihrer Lebenskraft rechneten. Sie selber auch. Deshalb gab sie unseren lieben, lieben 11-jährigen Bruder Rudolf unserer Tante Ida mit nach Karlsruhe, einige Tage nach der Konfirmation. Er sollte das neue Schuljahr in Karlsruhe beginnen können. Meine Schwester schrieb dazu in ihrem Tagebuch: „Meinem Mütterlein ist's arg, arg schwer gefallen, denn sie weiß nicht, ob sie ihn wiedersehen wird. Unser Rudel ist halt ein so lieber, still-fröhlicher Bub. Er fehlt uns allen“.

Wovon sollten wir leben? Diese Existenzfrage, kurz nach der Inflation, die alle Ersparnisse aufgezehrt hatte, stand wie ein Gespenst vor uns. Da geschah das Wunder: Unsere Mutter war von einem Tag zum anderen als schwerkranker Mensch die Tatkraft selber. Sie ließ unseren ältesten Gesellen, Albert Pfitzenmaier, einen treuen, zuverlässigen Mann, die Meisterprüfung machen auf unsere

Kosten. So konnte er das Geschäft für uns weiterführen.¹⁹ Aufträge kamen genug herein, denn so viele Menschen nahmen Anteil an unserem schweren Familiengeschick und wollten uns helfen.

Mich schickte Mutter zwei Nachmittage in der Woche in die Handelsschule zu einem Buchführungskurs. Die verantwortliche Buchführung übernahm Onkel Max, aber ich konnte unter seiner Anleitung vieles dabei erledigen, was ihn entlastete. Mutter fragte bei Verwandten, wer uns beide Töchter nach ihrem Tod aufnehmen würde. Um mich bewarb sich Tante Else in Stuttgart, Vaters Schwägerin. Ida sollte mit Rudolf zusammen bei Tante Ida in Karlsruhe sein. – Mutter muss viel nachgedacht und gebetet haben über diese Regelung, besonders meinerwegen. Sie schickte mich mit einem großen Henkelkorb voll Johannisbeeren aus unserem Garten nach Stuttgart zu Tante Else. Als diese mir die Glastür öffnete, übergab ich ihr freudestrahlend den Korb. Aber Tante Else freute sich gar nicht: „Was, wegen einem Korb voll Träuble fährst du nach Stuttgart?! Die kauf ich doch billiger auf dem Markt; die sind nicht einmal das Fahrgeld wert. So eine Dummheit machst ja nimmer!“.

Als ich heimkam, stürmte ich an Mutters Bett: „Mutterle, lieber geh ich ins Waisenhaus, als zur Tante Else. Zu ihr gehe ich auf keinen Fall!“ – Das hatte Mutter mit dem Träublesbesuch erkunden wollen. Für mich war das eine Entscheidung, die mein ganzes künftiges Leben bestimmte. Mutter bat ihre Schwester Sophie, die Frau eines Bahnvorstands bei Worms, dass sie mich nach ihrem Tod aufnehmen möge. – Als ich dann fast ein Jahr später dorthin kam, sagte Tante Sophie: „Kind, dich schicken wir wieder in die Schule“. Etwas Schöneres konnte ich mir gar nicht vorstellen. Die Schule war dann die große Hilfe in dem neuen Lebensabschnitt. Ich war meinen Verwandten sooo dankbar. Bei Tante Else, der Oberbau-rätin, wäre ich ein billiges Hausmädchen geworden.

¹⁹ Albert Pfitzenmaier (1894 bis 1946) zog am 1. Mai 1924 bei der Familie Mayer in der Aspacher Str. 31 ein und führte von da an ihr Geschäft. STAB Alte Einwohnermeldekartei, Karte „Albert Pfitzenmaier“.

Mutters Tod und Abschied von Backnang

Ich war im Zimmer, als eine Freundin meiner Mutter die Frage stellte: „Maria, was ist bloß mit dir geschehen? Solange ich dich kenn, bist du ein leicht von Schwermut überschatteter Mensch gewesen. Jetzt hättest du Grund zur Schwermut. Und du bist als todkranker Mensch tatkräftig im Handeln und hell im Gemüt. Was ist nur mit dir geschehen?“. Mutter antwortete in ihrer stillen Art: „Was mit mir geschehen ist? Ich habe endlich tun können, was schon längst fällig war: Ich habe Gott mein ganzes Ja zu meinem schweren Leben geben können. Und jetzt sind Mauern zwischen Gott und mir eingestürzt. Mein ganzes Wesen ist geöffnet für Ihn. Ich bekomme Weisung in allem, was jetzt zu entscheiden ist. Ich lebe in ganzem Vertrauen zu Ihm und bin in seinem Frieden“. – „Aber deine Kinder, Maria? Musst du denn gar nicht sorgen um sie? Sie sind jetzt 11, 12 und 13, sie sind bald in der Pubertät, in dem Alter, wo sie die Eltern am meisten brauchen. Und du sorgst dich wirklich nicht um sie?“ – Mutters Antwort erschreckte mich zuerst: „Meine Kinder sind nicht mehr meine Kinder. Ich kann nicht mehr für sie sorgen. Ich habe sie der Verantwortung Gottes übergeben. Er wird für sie sorgen; denn er ist der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt“.

Zur Pflege der Mutter kam täglich am Morgen die Gemeindeschwester. Sie gab mir Anweisung, wie ich Mutter pflegen und versorgen solle, auch bei den gefürchteten Lungenblutungen. – Außerhalb des Krankenzimmers gab sie mir Anleitung, wie ich mich vor Ansteckung schützen könne: Ja nicht küssen, nach jeder Berührung die Hände gründlich waschen, sogar bürsten. Da ereignete sich etwas, was mich alle Schutzmaßnahmen absetzen ließ. Tante Anne, die Frau von Onkel Max, kam, um Mutter zu besuchen. Unten vor der Haustür befahl sie ihrer kleinen Tochter streng: „Dass du mir das Haus ja nicht betrittst, sonst wirst du krank. S’langt, wenn die da oben an der Schwindsucht sterben“. Das hörten wir beide, Mutter und ich, durch’s offene Fenster. Mutter war von da ab sehr scheu und freute sich nicht mehr über Besuche. Da ließ ich alle Vorsicht fahren, denn mein Mutterle brauchte Liebe, viel viel Liebe.

Ich hab ihr wohl manche Not gemacht mit meiner unvorsichtigen, spontanen Liebeszuwendung. Aber ich spürte, wie ihr die strömende Liebe ihres Kindes wohl tat. Ich hatte gar keine Angst und sagte das auch meiner Mutter: „Mutterle, du musst nicht Angst um mich haben. Weißt, wenn Gott mich gesund erhalten will, dann bleib ich gesund“. Mutter wurde immer kränker. Am 5. Februar 1925 schrieb meine Ida in ihr Tagebuch: „Als ich heute von der Schule heimkam, ist meine Elisabeth mit einem verweinten Gesicht herumgelaufen. `Was ist denn los, Liesel?` – `Mutter hat heut 40° Fieber, unser Mutterle stirbt bald, das Fieber steigt ja jeden Tag höher““.

Und dann kam die Sterbestunde meiner Mutter in der Woche nach meinem 14. Geburtstag 1925. Wir beiden Schwestern mussten nicht allein bei ihrem Sterben sein. Onkel Degele, Mutters Vetter, der auch zur Hahnschen Gemeinschaft gehörte, kam sofort auf unseren Anruf hin. Er hatte schon wochenlang jeden Abend Mutter besucht und mit ihr gebetet. Mutters Sterben war ein stilles Verlöschen. Aber sie war bis zum Ende bei vollem Bewusstsein. Wir beide baten sie um Verzeihung; sie nickte und flüsterte: „Gehorchet willig, wo ihr jetzt hinkommt und bleibt brav“ („Brav bleiben“ bedeutete damals „auf Gottes Wegen bleiben“). – Meine Ida streichelte Mutters Hand: „Mutterle, jetzt hast du’s bald gut, wenn du bei Jesus bist“. Mutter hauchte: „Bald“. Dann reagierte sie nicht mehr. Onkel Degele hob ein Lid ihrer geschlossenen Augen und sagte leise: „Ihre Augen brechen“. Dann betete er für Mutter und für uns Waisenkinder.



Todesanzeige von Maria Mayer (MB vom 26. März 1925).

Während seines Gebets war Mutter hinübergeschritten in das andere Leben. Wir konnten nicht weinen. So eingehüllt waren wir von dem Frieden der Ewigkeit.

Damals blieben die Toten bis zur Stunde der Beerdigung im Haus. Wir Schwestern waren so froh darüber. So konnten wir in beiden nächsten Tagen manche Stunde an Mutters Sarg sitzen und Abschied von ihr nehmen. Wir erzählten einander, was Mutter jeder von uns beiden gedeutet hatte, und nahmen dabei dankbaren Herzens Abschied von der geliebten Mutter. Aber es war auch der Abschied von der Kindheit, von der Heimat, von einander; denn einige Tage nach der Beerdigung würden

sich unsere Lebenswege endgültig trennen. Wir würden uns nur noch besuchsweise begegnen. Ida kam in das Metzger-Haus nach Karlsruhe, – aber war mit unserem lieben Bruder zusammen; ich kam nach Pfeddersheim bei Worms.²⁰ Würden wir wieder eine Heimat finden? Onkel Max, der unser Vormund wurde, fragte einige Zeit später bei mir an, welches Bibelwort ich auf dem Grabstein meiner Eltern wünsche. Ich war recht überfragt, denn um Grabstein-Inschriften hatte ich mich noch nie gekümmert. Es sollte ja ein Wort für die toten Eltern sein. Da wusste ich nur ein Bibelwort: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach“.

Studienanstalt zu Worms (Eleonorenschule)

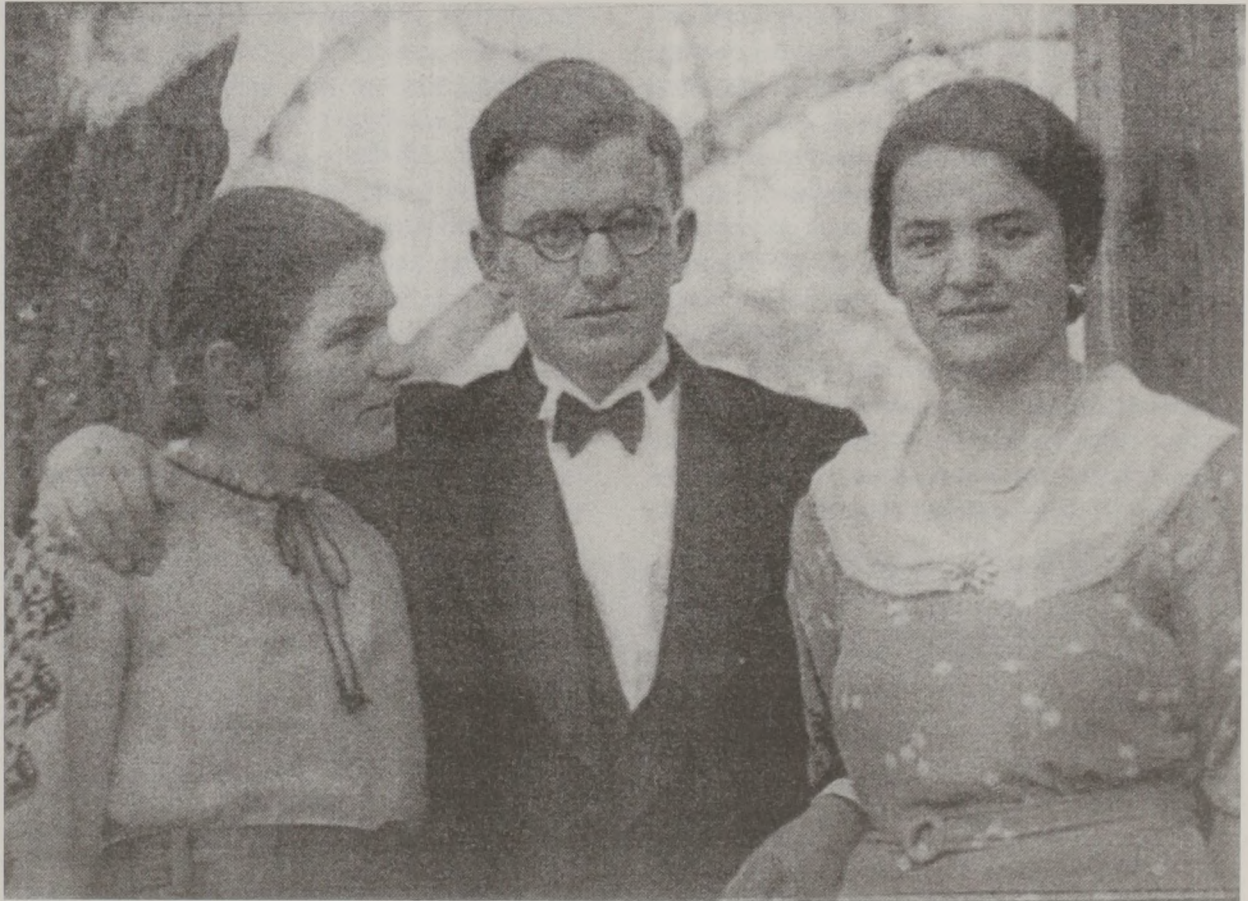
Zeugnis der Reife



Elisabeth Mayer,
geboren am 19. März 1911 zu Bockenheim
Tochter des Malermeisters Rudolf Mayer I zu Bockenheim,

Ausschnitt aus dem Reifezeugnis von Elisabeth Mayer von 1931.

²⁰ Elisabeth Mayer besuchte das Gymnasium in Worms und machte dort im Jahr 1931 das beste Abitur ihres Jahrgangs in Hessen. Da die Aufnahme eines Studiums aus finanziellen Gründen nicht möglich war, absolvierte sie eine zweijährige Ausbildung als Gemeindehelferin in Stuttgart. Danach arbeitete sie als Gemeindehelferin in Sulz am Neckar und war in dieser Arbeit v. a. stark in der evangelischen Mädchenarbeit engagiert. Am 16. September 1938 heiratete sie den Pfarrer Gustav Kaiser (1912 bis 1995) und ging als Pfarrfrau an der Seite ihres Mannes nach Massenbach (heute Teilort von Schwaigern), Öschingen (heute Teilort von Mössingen), Tübingen und Heidenheim. Den Ruhestand verbrachte sie mit ihrem Mann in Öschingen. Am 20. April 2003 verstarb sie in einem Pflegeheim in Gammertingen. Brief von Dr. Albrecht Kaiser vom 23. August 2007.



Elisabeth, Rudolf und Ida Mayer als junge Erwachsene.